

LEMPERTZ



KLASSIKER



DIE GEBRÜDER  
GRIMM



Lempertz Klassiker

# Die Gebrüder Grimm

Edition Lempertz

# 1-20

## 1. Der Froschkönig oder der Eiserne Heinrich

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und setzte sich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebstes Spielzeug. Sie warf sie in die Höhe und fing sie wieder in der Luft und hatte ihren Spaß daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, sie hatte die Hand schon ausgestreckt, die Finger gekrümmt, um sie wieder zu fangen, da schlug die neben ihr vorbei auf die Erde, rollte und rollte geradewegs in das Wasser hinein.

Die Königstochter blickte ihr erschrocken nach, der Brunnen war aber so tief, dass kein Grund zu sehen war. Da fing sie jämmerlich zu weinen an und zu klagen: „Ach, wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollte ich alles drum geben, meine Kleider, meine Edelsteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wäre!“ Wie sie so klagte, steckte ein Frosch seinen Kopf aus dem Wasser und sprach: „Königstochter, was jammerst Du so erbärmlich?“ „Ach“, sprach sie, „Du garstiger Frosch, was kannst Du mir helfen, meine goldene Kugel ist mir in den Brunnen gefallen.“ Der Frosch sprach: „Deine Perlen, Deine Edelsteine und Deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn Du mich zum Gesellen nehmen willst, und ich soll neben Dir sitzen und von Deinem goldenen Tellerchen essen und in Deinem Bettchen schlafen und Du willst mich wert und lieb halten, so will ich Dir Deine Kugel wiederbringen.“ Die Königstochter dachte: Was

schwätzt dieser einfältige Frosch wohl, der muss doch in seinem Wasser bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel wiederholen, da will ich nur ja sagen; und sagte: Ja, meinetwegen, schaff mir nur erst die goldene Kugel wieder, es soll Dir alles versprochen sein.“ Der Frosch steckte seinen Kopf unter das Wasser und tauchte hinab. Es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf sie an Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief sie geschwind darauf zu, hob sie auf und war so froh, sie wieder in ihrer Hand zu halten, dass sie nichts weiter gedachte, sondern damit nach Hause eilte. Der Frosch rief ihr nach: „Warte, Königstochter, nimm mich mit, wie Du es versprochen hast!“, aber sie hörte nicht darauf.

Am anderen Tage saß die Königstochter an der Tafel, da hörte sie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitsch, platsch, plitsch, platsch! Bald darauf klopfte es auch an ihre Tür und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf!“ Sie lief hin und machte die Tür auf, da war es der Frosch, an den sie nicht mehr gedacht hatte; ganz erschrocken warf sie die Tür zu und setzte sich wieder an die Tafel. Der König aber sah, wie ihr das Herz klopfte und sagte: „Warum fürchtest Du Dich?“ „Draußen ist ein garstiger Frosch“, sagte sie „der hat mir meine goldene Kugel aus dem Wasser geholt, ich versprach ihm dafür, er solle mein Geselle werden. Ich glaubte aber nimmermehr, dass er aus dem Wasser heraus könne, nun ist er draußen vor der Tür und will hinein.“

Indem klopfte es zum zweiten Mal und rief:

„Königstochter, jüngste, mach mir auf, weißt Du nicht was gestern Du zu mir gesagt bei dem kühlen Brunnenwasser?

Königstochter, jüngste, mach mir auf.“

Der König sagte: „Was Du versprochen hast, musst Du halten, geh und mach dem Frosch die Tür auf.“ Sie gehorchte, und der Frosch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis zu ihrem Stuhl, und als sie sich wieder

gesetzt hatte, da rief er: „Heb mich herauf auf einen Stuhl neben Dich.“ Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Frosch oben war, sprach er: „Nun schieb Dein goldenes Tellerchen näher, ich will davon essen.“ Das musste sie auch tun. Wie er sich satt gegessen hatte, sagte er: „Nun bin ich müd und will schlafen, bring mich hinauf in Dein Kämmerlein, mach Dein Bettchen zurecht, da wollen wir uns hineinlegen.“ Die Königstochter erschrak, wie sie das hörte, sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, sie getraute sich nicht, ihn anzurühren und nun sollte er neben ihr im Bett liegen, sie fing an zu weinen und wollt durchaus nicht. Da wurde der König zornig und befahl ihr bei seiner Ungnade, zu tun, was sie versprochen hatte. Es half nichts, sie musste tun, wie ihr Vater wollte, aber sie war bitterböse in ihrem Herzen. Sie packte den Frosch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte sich ins Bett und statt ihn neben sich zu legen, warf die ihn bratsch! an die Wand: „Da, nun wirst Du mich in Ruhe lassen, Du garstiger Frosch!“

Aber der Frosch fiel nicht tot herunter, sondern wie er herab aufs Bett kam, da war's ein schöner junger Prinz. Der war nun ihr lieber Geselle, und sie hielt ihn wert wie sie es versprochen hatte, und sie schliefen vergnügt zusammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen mit acht Pferden bespannt, mit Federn geputzt und goldschimmernd. Dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte sich so betrübt über die Verwandlung desselben, dass er drei eiserne Bande um sein Herz legen musste, damit es nicht vor Traurigkeit zerspringe. Der Prinz setzte sich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Heinrich aber stand hinten auf, so wollten sie in sein Reich fahren. Und wie sie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Prinz hinter sich ein lautes Krachen, da drehte er sich um und rief:

„Heinrich, der Wagen bricht!“

„Nein, Herr, der Wagen nicht, es ist ein Band von meinem Herzen, das da lag in großen Schmerzen, als Ihr in dem

Brunnen saßt, als Ihr ein Frosch wart.“

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen, und meinte, der Wagen bräche, aber es waren nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

## **2. Katz und Maus in Gesellschaft**

Eine Katze und eine Maus wollten Zusammenleben und eine Wirtschaft zusammen haben; sie sorgten auch für den Winter und kauften ein kleines Töpfchen Fett, und weil sie keinen besseren und sichereren Ort wussten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da sollte es stehen, bis sie es brauchen würden. Einmal aber packte die Katze Gelüste danach, und sie ging zur Maus: „Hör Mäuschen, ich bin von meiner Base zum Gevatter gebeten, sie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten, lass mich ausgehen und halt heute alleine Haus.“ Ja, ja“, sagte die Maus, „geh hin und wenn Du etwas Gutes isst, denk an mich, von dem süßen roten Kindbettwein hätt ich auch gerne ein Tröpfchen.“ Die Katze aber ging geradewegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spazierte danach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Hause. „Du wirst dich recht verlustiert haben“, sagte die Maus, „Wie hat das Kind denn geheißt?“ „Hautab“, antwortete die Katze. „Hautab? Das ist ja ein seltsamer Name, den habe ich ja noch nie gehört.“

Bald danach hatte die Katze wieder ein Gelüsten, ging zur Maus und sprach: „Ich bin aufs Neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ich's nicht abschlagen. Du mußt mir den Gefallen tun und allein die Wirtschaft treiben.“ Die Maus sagte ja, aber die Katze ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als sie

heim kam, fragte die Maus: „Wie ist denn dieser Pate getauft worden?“ „Haibus.“ „Haibus? Was Du sagst! Den Namen habe ich ja noch nie gehört, der steht gewiss nicht im Kalender.“

Die Katze aber konnte den Fettpfopf nicht vergessen: „Ich bin zum dritten Mal zu Gevatter gebeten, das Kind ist schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahre nur einmal. Du lässt mich doch ausgehen?“ „Haibus, Hautab“, sagte die Maus, „Es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenklich, aber geh nur hin.“ Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, derweil fraß die Katze den Fettpfopf rein aus und kam erst in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?“ „Ganzaus.“ „Ganzaus, ei, ei. Das ist der allerbedenklichste Name“, sagte die Maus, „Ganzaus! Was soll er bedeuten, gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen.“ Damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum vierten Mal wollte niemand die Katze zu Gevatter bitten; aber bald kam der Winter. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Katze: „Komm, wir sollen zum Vorrat gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben.“ Wie sie aber hinkamen, war alles leer. „Ach!“, sagte die Maus, „Nun kommt's an den Tag, Du hast alles gefressen, wie Du zu Gevatter gegangen bist. Erst Haut ab, dann halb aus, dann...“ „Schweig still“, sagte die Katze „oder ich fress Dich, wenn Du noch ein Wort sprichst.“ „Ganz aus“, hatte die arme Maus im Mund, und hatte es kaum gesprochen, so sprang die Katze auf sie zu und schluckte sie hinunter.

### **3. Marienkind**

Vor einem großen Wald lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahre alt. Sie waren aber so arm, dass sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wussten, was sie ihm zu essen geben sollten. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da voller Sorgen Holz hackte, stand auf einmal eine große schöne Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „Ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, bring mir Dein Kind, ich will's mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorgen.“ Der Holzhacker gehorchte, holte sein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren aus Gold und die Engel spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da musste die Jungfrau Maria eine große Reise machen, eh sie aber wegging, rief sie das Mädchen und sagte: „Liebes Kind, da vertrau ich Dir den Schlüssel zu den dreizehn Türen des Himmelreichs, zwölf darfst Du aufschließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet.“ Das Mädchen versprach, ihren Befehlen zu gehorchen. Wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Türe und sah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder saß ein Apostel und es war soviel Glanz umher, dass es sein Lebtag soviel Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Türen aufgeschlossen hatte, war die verbotene noch übrig, lange widerstand es seiner Neugier, endlich aber wurde es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Türe aufging, sah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen. Es rührte ein ganz klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da wurde er ganz golden, dann aber schlug es geschwind die Türe zu und lief fort, sein Herz klopfte und wollte gar nicht mehr aufhören.

Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück und forderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „Hast Du auch nicht die dreizehnte Tür geöffnet?“ „Nein“, antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, dass es ihr Gebot übertreten hatte und die Tür aufgeschlossen hatte. „Hast Du es gewiss nicht getan?“ „Nein“, sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte und wusste nun gewiss, dass es schuldig war und sprach: „Du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, Du bist nicht mehr würdig im Himmel zu sein.“ Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, da war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so dass es ganz eingeschlossen war, der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und schlief in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen von ihm ab, da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm war, ging es hinaus, setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, dass in der Einöde ein so schönes Mädchen alleine saß und fragte es, ob es mit auf sein Schloss gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim und gewann es bald so lieb, dass er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines

Jahres brachte die Königin einen schönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „Sag jetzt die Wahrheit, dass Du die verbotene Tür aufgeschlossen hast, und ich will Dir die Sprache wiedergeben, ohne die Du doch nicht recht vergnügt leben kannst. Bist Du aber hartnäckig, und willst es nicht gestehen, so nehme ich Dein Kind mit.“ Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Tür nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am anderen Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sei eine Menschenfresserin und habe ihr eigenes Kind gegessen. Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Tür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räte laut, die Königin sei eine Menschenfresserin und drangen darauf, dass sie für ihr gottloses Tun gerichtet werde. Der König aber hieß sie Stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahr brachte sie eine Prinzessin zur Welt, da erschien wieder die Jungfrau Maria und nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie möge ihren Fehler gestehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen und blieb bei ihrer Aussage. Da verließ sie die Jungfrau Maria und nahm das jüngste Kind auch mit sich. Der König konnte nun seine Räte nicht länger zurückhalten, sie behaupteten, die Königin sei eine Menschenfresserin, das sei gewiss, und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht verteidigen, da wurde sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feuer schon rings herum zu brennen anfing, da wurde ihr Herz bewegt und sie dachte

sich: „Ach, wenn ich auch sterben müsste, wie gern wollt ich der Jungfrau Maria vorher noch gestehen, dass ich die verbotene Tür im Himmel geöffnet habe, und wie habe ich so böse getan, das zu leugnen!“ Und wie sie das dachte, in dem Augenblick, da tat sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „Da Du die Wahrheit sagen wolltest, ist Dir Deine Schuld vergeben.“ Sie reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, dass sie nun von sich aus sprechen konnte und verlieh ihr Glück auf Lebtag.

## **4. Gut Kegel- und Kartenspiel**

Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter, die war die schönste Jungfrau auf der Welt. Da ließ er bekannt machen: „Wer drei Nächte in meinem alten Schloss wohnt, soll die Prinzessin zur Gemahlin haben.“ Nun war ein junger Bursch, arm von Haus aus, der gedacht: Ich will mein Leben daran wagen, nichts zu verlieren, viel zu gewinnen, was ist da lang zu besinnen! Also stellte er sich vor den König und bot sich an, drei Nächte in dem Schloss zu wachen. „Du darfst Dir noch etwas ausbitten, was Du mitnimmst in das Schloss, aber bitte von leblosen Dingen“, sagte der König. „So bitte ich mir eine Schnitzbank mit einem Schnitzmesser aus, eine Drehbank und ein Feuer.“

Das wurde ihm alles in das alte Schloss getragen; darauf, wie es anfängt dunkel zu werden, geht er selbst hinein. Anfangs ist alles still darin, er macht sich sein Feuer an, stellt die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzt sich auf die Drehbank. Wie es aber gegen Mitternacht geht, fängt ein Gerumpel an, erst sachte, dann stärker, bif! baf!

hehe! holla! ho! immer ärger, dann ist es ein kleines bisschen still, endlich kommt ein Bein den Schornstein herunter und stellt sich gerade vor ihn hin. „Heda,“ ruft der Bursche, „noch mehr, eins ist zuwenig.“ Da geht der Lärm von frischem an, dann fällt noch ein Bein herunter und noch eins und so fort, bis es neun sind. „Nun ist’s genug, und die sind gut zum Kegelspiel, aber die Kugeln fehlen noch, frisch!“ Da tobt es entsetzlich, und zwei Köpfe fallen herunter. Die setzt der in die Drehbank und dreht sie rund: „Dass Ihr gut schüppelt!“, dann macht er die Beine gleich und stellt sie wie die Kegel auf: „Heida! Nun geht’s lustig!“ Da kamen zwei große, schwarze Katzen, gingen um’s Feuer herum und schrien: „Au! Miau! Was uns friert! Was uns friert!“ „Ihr Narren, was schreit Ihr, setzt Euch ans Feuer und wärmt Euch.“ Wie die Katzen sich gewärmt hatten, sagten sie: „Kamerad, wir wollen eins in der Karte spielen.“ Ja,“ antwortete er, „aber zeigt einmal Eure Pfoten her, Ihr habt so lange Nägel, die will ich Euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie am Kragen und hob sie auf die Schnitzbank, da schraubte er sie fest und schmiss sie tot. Dann trug er sie hinaus und warf sie in einen kleinen Teich, dem Schloss gegenüber. Wie er sie zur Ruh gebracht und sich wieder zum Feuer setzen wollte und sich wärmen, da kamen viele schwarze Katzen und Hunde, bald aus allen Ecken und immer mehr und mehr, dass er sich nicht mehr retten konnte, die schrien, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und machten es ganz aus. Da fasste er sein Schnitzmesser: „Fort Ihr Gesindel!“ und hieb ein. Ein großer Teil lief weg, die anderen schmiss er tot und trug auch sie hinaus in den Teich. Dann blies er das Feuer wieder an aus einem Funken und wärmte sich.

Als er sich gewärmt hatte, wurde er müde und legte sich in ein großes Bett, das in der Ecke stand. Und als er eben einschlafen wollte, fing das Bett an zu fahren und fuhr im Schloss herum. „Das geht gut so, nur besser zu!“, sagte er. Da fuhr das Bett, als zögen es sechs Pferde, über Schwellen

und Treppen: hopp! hopp!, warf es um, dass unterst zu oberst und er darunter. Da schleuderte er Decken und Kissen in die Höhe und stieg heraus: „Mag fahren, wer Lust hat“, legte sich zum Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er den jungen Burschen da liegen und schlafen sah, meinte er, der wäre auch tot und sagte, es sei schade um ihn. Da erwachte der Bursch von den Worten, und wie er den König sah, stand er auf. Der fragte ihn, wie es gegangen wäre in der Nacht? „Recht gut, eine wäre herum, die zwei werden auch noch herum gehen.“ Die anderen Nächte ging es ebenso, aber er wusste schon, wie es anzugreifen war, und am vierten Tag wurde ihm die schöne Königstochter gegeben.

## **5. Der Wolf und die sieben jungen Geißlein**

Eine Geiß hatte sieben Junge, die sie gar lieb hatte und sorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tages, als sie ausgehen musste, Futter zu holen, rief sie alle zusammen und sagte: „Liebe Kinder, ich muss ausgehen und Futter holen, wahrt Euch vor dem Wolf und lasst ihn nicht herein, gebt auch acht, denn er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und seinen schwarzen Pfoten könnt Ihr ihn erkennen; hütet Euch, wenn er erst einmal im Haus ist, so frisst er Euch alle miteinander.“ Darauf ging sie fort, bald aber kam der Wolf vor die Haustüre und rief: „Liebe Kinder, macht mir auf, ich bin Eure Mutter und habe Euch schöne Sachen mitgebracht.“ Die sieben Geißlein aber sprachen: „Unsere Mutter bist Du nicht, die hat eine feine, liebliche Stimme, Deine Stimme aber ist rau, Du bist der Wolf, wir machen Dir nicht auf.“ Der Wolf ging zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide, die aß er und machte

seine Stimme fein damit. Danach ging er wieder zu den sieben jungen Geißlein und rief mit feiner Stimme: „Liebe Kinder, lasst mich ein, ich bin Eure Mutter, jedes von Euch soll etwas haben. Er hatte aber seine Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die sieben Geißlein und sprachen: „Unsere Mutter bist Du nicht, die hat keinen schwarzen Fuß so wie Du, wir machen Dir nicht auf.“ Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und sprach: „Bäcker, streu mir feines weißes Mehl auf die Pfote.“ Der Müller sagte nein. „Wenn Du es nicht tust, so fress ich Dich.“ Da musste es der Müller tun. Darauf ging der Wolf wieder vor die Haustüre der sieben jungen Geißlein und sagte: „Liebe Kinder, lasst mich ein, ich bin Eure Mutter, jedes von Euch soll etwas geschenkt kriegen.“ Die sieben Geißlein wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen, dass sie schneeweiß war und den Wolf so fein sprechen hörten, glaubten sie, es wäre ihre Mutter und machten die Tür auf, und der Wolf kam herein. Wie sie ihn aber erkannten, versteckten sie sich geschwind, so gut es ging, das eine unter den Tisch, das zweite im Bett, das dritte im Ofen, das vierte in der Küche, das fünfte im Schrank, das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer dem jüngsten in der Wanduhr, das blieb am Leben. Wie der Wolf seine Lust gebüßt, ging er fort, bald darauf kam die alte Geiß nach Haus. Was für ein Jammer! Der Wolf war da gewesen und hatte ihre lieben Kinder gefressen. Sie glaubte, sie wären alle tot, da sprang das jüngste aus der Wanduhr und erzählte, wie das Unglück gekommen war. Der Wolf aber, weil er sich vollgefressen, war auf eine grüne Wiese gegangen, hatte sich in den Sonnenschein gelegt und war in tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geiß dachte daran, ob sie ihre Kinder nicht doch noch erretten könnte und sagte darum zu dem jüngsten Geißlein: „Nimm Zwirn, Nadel und Schere und folge mir.“ Darauf ging sie hinaus und fand den Wolf schnarchend auf der Wiese liegen. „Da liegt der garstige Wolf“, sagte sie und betrachtete ihn von allen

Seiten, „nachdem er zum Vieruhrbrot meine sechs Kinder hinuntergefressen hat, gib mir einmal die Schere her. Ach, wenn sie doch noch lebendig in seinem Bauch wären!“

Damit schnitt sie ihm den Bauch auf, und die sechs Geißlein, die der Wolf in seiner Gier ganz geschluckt hatte, sprangen unversehrt heraus. Sie ließ sie gleich hingehen und große schwere Wackersteine herbeitragen, damit füllten sie dem Wolf den Leib, nähten ihn wieder zu, liefen fort und versteckten sich in einer Hecke.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, fühlte er es so schwer im Leib und sprach: „Was rumpelt und pumpelt mir im Leib herum? Was ist das? Ich habe nur sechs Geißlein gegessen.“ Er dachte, er wollte einen frischen Trunk tun, das möge ihm helfen und suchte einen Brunnen, wie er sich aber bückte, konnte er sich vor der Schwere der Steine nicht mehr halten und stürzte ins Wasser. Wie die sieben Geißlein das sahen, kamen sie herbeigelaufen und tanzten vor Freude um den Brunnen herum.

## **6. Von der Nachtigall und der Blindschleiche**

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Auge und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „Ich bin auf eine Hochzeit gebeten und mag nicht so gerne mit einem Auge hingehen, sei doch so gut und leih mir Deines dazu, ich bringe es Dir morgen wieder.“ Und die Blindschleiche tat es aus Gefälligkeit. Aber den anderen Tag, wie die Nachtigall nach Hause gekommen war, gefiel es ihr so gut, dass sie zwei Augen hatte und zu beiden Seiten sehen konnte, dass sie der

armen Blindschleiche ihr geliehenes Auge nicht wiedergeben wollte. Da schwor die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur“, sagte die Nachtigall, „und such einmal: Ich bau mein Nest auf jene Linden, so hoch, so hoch, so hoch, so hoch, da magst Du es nimmermehr finden!“ Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten im Busch auch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszutrinken.

## **7. Von dem gestohlenen Heller**

Es saß ein Vater mit seiner Frau und seinen u Kindern und einem guten Freund, der ihn besuchte, mittags am Tisch. Wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Tür aufgehen, und es kam ein schneeweiß gekleidetes, blasses Kindlein herein. Es blickte sich nicht um, es sprach auch nichts, sondern ging ganz still in die Kammer nebenan. Bald darauf kam es zurück und ging ebenso still wieder fort. Am zweiten und dritten Tag kam dasselbe Kind wieder, da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete, er wisse nichts davon, er habe es auch noch nicht gesehen. Am anderen Tage, als es zwölf Uhr schlug und es wieder hereintrat, so zeigte es der Fremde dem Vater, der aber sah nichts, und die Mutter und die Kinder sahen auch nichts. Der Fremde stand auf, ging zu der Türe, öffnete sie ein wenig und guckte hinein. Da sah er das blasse Kindlein auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen, wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es.

Darauf erzählte er, was er gesehen, und er beschrieb das Kind ganz genau, da erkannte es die Mutter und sagte: „Das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist.“ Da brachen sie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem alten Mann geben sollen, es hatte aber gedacht, es könne sich dafür einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in den Dielenritzen versteckt. Da hatte es im Grabe keine Ruh und musste alle Mittage kommen und die Heller suchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kindlein nicht wieder gesehen worden.

## **8. Die Hand mit dem Messer**

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall zurückgesetzt, hart angefahren und musste täglich morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrem Heidegrund, den sie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und stumpfes Gerät, womit es die saure Arbeit verrichten sollte.

Aber das kleine Mädchen hatte einen Gönner, der war ein Elfe und wohnte nahe ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und so oft es nun an dem Hügel vorbeikam, so streckte er seine Hand aus dem Fels und hielt darin ein sehr scharfes Messer, das von sonderlicher Kraft war und alles durchschnitt. Mit diesem Messer schnitt sie den Torf bald heraus, ging vergnügt mit der nötigen Ladung heim, und wenn sie am Fels vorbeikam, klopfte sie zweimal daran, so reichte die Hand heraus und nahm das Messer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geschwind und leicht sie immer den Torf heimbrachte, erzählte sie den Brüdern, es müsste ihr gewiss jemand anderes dabei helfen, sonst wäre

dies nicht möglich. Da schlichen ihr die Brüder nach und sahen, wie sie das Zaubermesser bekam, holten sie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten sie zurück, schlugen an den Felsen, wie sie gewohnt war, zu tun, und wie der gute Elf die Hand herausstreckte, schnitten sie sie ihm ab mit seinem eigenen Messer. Der blutende Arm zog sich zurück, und weil der Elf glaubte, das Mädchen hätte es aus Verrat getan, so wurde er seitdem nicht mehr gesehen.

## **9. Die zwölf Brüder**

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Kinder, das waren lauter Buben, er wollte auch kein Mädchen haben und sagte zur Königin: „Wenn das dreizehnte Kind, das Du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so lass ich die zwölf anderen töten, ist es aber auch ein Bube, dann sollen sie alle miteinander leben bleiben.“ Die Königin gedachte, es ihm auszureden. Der König aber wollt nichts weiter hören: „Wenn es so ist, wie ich gesagt habe, so müssen sie sterben, lieber hau ich ihnen selbst den Kopf ab, als das ein Mädchen darunter wäre.“

Da war die Königin traurig, denn sie hatte ihre Söhne von Herzen lieb und wusste nicht, wie sie zu retten waren. Endlich ging sie zu dem jüngsten, den sie vor allen lieb hatte, offenbarte ihm, was der König beschlossen hatte und sagte ihm: „Allerliebstes Kind, geh Du mit Deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, da bleibt und kommt nicht nach Hause, einer von Euch aber halte immer Wache auf einem Baum und sehe nach dem Turm hier, wenn ich ein Söhnchen zur Welt bringe, will ich eine weiße Fahne darauf stecken, ist es aber ein Töchterchen, eine rote. Wenn Ihr das seht, dann rettet Euch, flieht in die weite Welt, und der liebe Gott behüt Euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für Euch beten, wenn

es kalt im Winter, dass Ihr nicht friert und ein warmes Feuer vor Euch brennt, und wenn es heiß ist im Sommer, dass Ihr in einem kühlen Walde ruht und schlaft.“ So gesegnete sie die Kinder, und sie gingen fort in den Wald. Oft guckten sie nach dem Turm, einer musste ständig auf einer hohen Eiche sitzen und achthaben. Bald darauf wurde eine Fahne aufgesteckt, aber nicht die weiße, sondern die rote Blutfahne, die ihnen den Untergang drohte. Wie die Buben sie erblickten, wurden sie alle zornig und riefen: „Sollen wir eines Mädchen willen das Leben verlieren?“ Da schwuren sie zusammen, mitten in dem Wald zu bleiben und aufzupassen, wenn sich ein Mädchen sehen ließ, wollten sie es ohne Gnade töten.

Darauf suchten sie eine Höhle, wo der Wald am dunkelsten war, wo sie wohnten. Alle Morgen zogen elf hinaus auf die Jagd, einer aber musste zu Hause bleiben, kochen und den Haushalt führen. Jedes Mädchen aber, das den elfen begegnete, war ohne Barmherzigkeit verloren, das dauerte viele Jahre.

Das Schwesterchen zu Hause aber wurde groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäsche, darunter waren auch zwölf Mannshemden. „Für wen sind diese Hemden,“ fragte die Prinzessin, „meinem Vater sind sie doch viel zu klein.“ Da erzählte ihr die Wäscherin, dass sie einmal zwölf Brüder gehabt hätte, die wären heimlich fortgegangen, kein Mensch wisse, wohin, weil sie der König habe wollen töten lassen, und diesen zwölf Brüdern gehören diese zwölf Hemden. Das Schwesterchen verwunderte sich, dass ihm niemals von seinen zwölf Brüdern etwas zu Ohren gekommen war, und wie es nachmittags auf der Wiese saß und die Wäsche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäscherin wieder ein, und es wurde nachdenklich, und endlich stieg es auf, nahm die zwölf Hemden und ging in den Wald hinein, wo seine Brüder lebten.

Das Schwesterchen kam gerade zu der Höhle, wo sie ihre Wohnung hatten. Die elf waren auf der Jagd und nur ein

einzigster daheim, der kochen musste. Wie er das Mädchen erblickte, fasste er es gleich und holte sein Schwert: „Knie nieder, Dein rotes Blut muss den Augenblick fließen.“ Das Mädchen aber bat ihn: „Lieber Herr, lasst mich leben, ich will bei Euch bleiben und Euch redlich dienen, ich will kochen und den Haushalt führen.“ Es war gerade der jüngste Bruder, den erbarmte die Schönheit des Mädchens, und er schenkte ihr das Leben. Wie die elf nach Hause kamen und sich wunderten, ein Mädchen lebendig in der Höhle zu finden, sagte er zu ihnen: „Liebe Brüder, dieses Mädchen ist in die Höhle gekommen, und wie ich es niederknien wollte, da bat es so sehr um sein Leben, es wollte uns treu dienen und den Haushalt führen, dass ich ihm sein Leben geschenkt habe.“ Die anderen gedachten, dass ihnen das vorteilhaft wäre, und dass sie nun alle zwölf auf die Jagd gehen könnten und waren es zufrieden. Da zeigte es ihnen die zwölf Hemden und sagte, es wäre ihre Schwester, darüber freuten sie sich alle und waren froh, es nicht getötet zu haben.

Das Schwesterchen übernahm nun den Haushalt, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, sammelte es Holz und Kräuter, stellte zu am Feuer, deckte die Bettlein hübsch weiß und rein und tat alles unverdrossen und fleißig. Einmal geschah es, dass es fertig war mit der Arbeit, da ging es in den Wald spazieren. Es kam an einen Platz, wo zwölf hohe, weiße Lilien standen, und weil sie ihr so gut gefielen, brach sie alle miteinander ab. Kaum aber war das geschehen, so stand eine alte Frau vor ihr: „Ach, meine Tochter, warum hast Du die zwölf Studentenblumen nicht stehen lassen, das sind Deine zwölf Brüder, die sind nun alle in Raben verwandelt worden und sind verloren auf ewig.“ Das Schwesterchen fing an zu weinen: „Ach! Gibt es denn kein Mittel, sie zu erlösen?“ „Nein, es gibt kein Mittel auf der Welt, nur ein einziges, das ist so schwer, dass Du sie nicht damit befreien wirst: Du musst zwölf ganze Jahre stumm sein, sprichst Du ein einziges Wort, und es fehlt nur eine

Stunde daran, so ist alles umsonst, und Deine Brüder sind in dem Augenblick tot.“

Das Schwesterchen setzte sich auf einen hohen Baum im Wald und spann und wollte zwölf Jahre stumm sitzen, um seine Brüder zu erlösen. Es geschah aber, dass der König auf einer Jagd durch den Wald ritt, und als er an dem Baum vorbeikam, stand sein Hund still und bellte. Der König hielt nun, sah hinauf und war ganz verwundert über die Schönheit der Prinzessin. Er rief ihr zu, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie aber schwieg still und nickte nur ein wenig mit dem Kopf. Da stieg der König selber hinauf und hob sie herunter, setzte sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie heim in sein Schloss, wo die Hochzeit prächtig gehalten wurde. Die Prinzessin aber sprach niemals ein Wort, und der König glaubte, sie sei stumm. Doch hätten sie vergnügt miteinander gelebt, wenn nicht die Mutter des Königs gewesen wäre, die fing an, die Königin bei ihrem Sohn zu verleumden: „Es ist ein gemeines Bettelmädchen, das Du aus der Fremde mitgebracht hast, die hinter Deinem Rücken die schändlichsten Dinge treibt.“ Weil die Königin nun sich nicht verteidigen konnte, ließ sich der König verführen und glaubte seiner Mutter und verurteilte sie zum Tod. Da wurde ein großes Feuer angemacht im Hof, darin sollte sie verbrannt werden. Schon stand sie in den Flammen, und die spielten an ihrem Kleide, da war eben die letzte Minute der zwölf Jahre verflossen, man hörte in der Luft ein Geräusch, und es kamen zwölf Raben herbeigeflogen und ließen sich nieder. Wie sie die Erde berührten, waren es zwölf schöne Prinzen, die rissen das Feuer auseinander und führten ihre Schwester hinaus. Da sprach sie ihr erstes Wort wieder und sagte dem König alles, wie es zugegangen und sie die zwölf Brüder habe erlösen müssen; und sie waren alle vergnügt, dass es so wohl geworden war.

Was sollten sie mit der bösen Stiefmutter anfangen; sie wurde in ein Fass gesteckt mit siedendem Öl und giftigen

Schlangen, und da starb sie eines bösen Todes.

## **10. Das Lumpengesindel**

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Die Nüsse sind reif, da wollen wir miteinander auf den Berg gehen und uns einmal recht daran satt essen, ehe das Eichhorn sie alle wegholt.“ „Ja“, antwortete das Hühnchen, „komm, da wollen wir uns eine Lust miteinander machen.“ Sie gingen zusammen fort, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen oder ob sie so übermütig geworden waren, sie wollten nicht zu Fuß nach Hause gehen, und das Hähnchen musste einen kleinen Wagen aus Nussschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst Dich nur immer Vorspannen.“ „Nein“, sagte das Hähnchen, „Das wäre mir recht. Lieber gehe ich zu Fuß nach Hause, als dass ich mich Vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das tu ich nicht.“

Wie sie sich so stritten, da schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebesvolk, wer hat Euch geheißen, in meinen Nussberg zu gehen. Das soll Euch schlecht bekommen“, und ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig, dass sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich auf den Bock und war Kutscher, und nun ging es fort im Galopp: Ente, lauf zu, was Du kannst! Als sie ein Stück Weg gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen halt und sagten, es werde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wäre es so

schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten, sie seien auf der Schneiderherberge vor dem Tor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet.

Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mussten sie versprechen, ihm nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiterfahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sei schon voll, er gedachte wohl, es mögen keine vornehmen Passagiere sein; endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eines legte, so gab er nach. Nun ließen sie wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus.

Früh morgens, als es erst dämmerte, weckte das Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen, die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnaedel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sitzkissen des Wirts, die Stecknaedel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie mir nichts, dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunterschwamm, und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden danach stieg der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriss er sich das Gesicht mit der Stecknaedel, dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute morgen trifft alles meinen Kopf!“ sagte er und setzte sich ärgerlich in seinen Großvaterstuhl, - auweh! - da wurde er noch schlimmer getroffen von der Nähnaedel und nicht an den Kopf. Da ward

er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da tat er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack betreibt.

## **11. Brüderchen und Schwesterchen**

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sagte: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit dem Fuß fort, sie gibt uns nichts zu essen, außer harten Brotkrusten, dem Hündlein unter dem Tisch geht es besser, dem wirft sie doch manchmal etwas Gutes zu. Dass Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüsste! Komm, lass uns miteinander fortgehen.“ Sie gingen zusammen fort und kamen in einen großen Wald, da waren sie so traurig und so müde, dass sie sich in einen hohlen Baum setzten und da Hungers sterben wollten.

Sie schliefen zusammen ein, und wie sie am Morgen aufwachten, war die Sonne schon lang aufgestiegen und schien heiß in den hohlen Baum hinein. „Schwesterchen,“ sagte das Brüderchen nach einer Zeit, „mich dürstet gewaltig, wenn ich ein Brunnlein in der Nähe wüsste, ich ging hin und tränk einmal, es ist mir auch, als hör ich eines rauschen.“ „Was hilft das,“ antwortete das Schwesterchen, „warum willst Du trinken, da wir doch Hungers sterben wollen.“ Brüderchen aber schwieg still und ging hinaus, und weil es das Schwesterchen immer fest an der Hand hielt, musste es mit heraussteigen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe, und wie sie die zwei Kinder hatte fortgehen

sehen, war sie ihnen nachgegangen und hatte ein klares Brunnlein in der Nähe des Baumes aus dem Felsen springen lassen, das sollte durch sein Rauschen die Kinder herbeilocken und zum Trinken reizen, wer aber davon trank, der wurde in ein Rehkälbchen verwandelt.

Brüderchen kam bald mit dem Schwesterchen zu dem Brunnlein, und als er es so glitzerig über die Steine springen sah, wurde seine Lust immer größer, und er wollte davon trinken. Aber dem Schwesterchen war angst, es meinte, das Brunnlein spräche im Rauschen und sagte: „Wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen; wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!“ Da bat es das Brüderchen, nicht von dem Wasser zu trinken. „Ich höre nichts,“ sagte das Brüderchen, „als wie das Wasser so lieblich rauscht, lass mich nur gehen.“ Damit legte es sich nieder, beugte sich herab und trank, und wie der erste Tropfen auf seine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brunnlein. Das Schwesterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böse, dass sie es hatte nicht auch zum Trinken verführen können. Nachdem es drei Tage geweint hatte, stand es auf und sammelte Binsen in dem Wald und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran und führte es mit sich. Es suchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war und sammelte das Allerschönste, das fraß es ihm aus der Hand; und das Rehkälbchen war dann vergnügt und spielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schwesterchen müde war, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, und so schlief es ein; und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben gewesen.

So lebten sie lange Jahre im Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte sich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Tierlein in dem Wald und war erstaunt über seine Schönheit. Er hob es zu sich auf das Pferd und nahm es mit,

und das Rehkälbchen lief an dem Seil nebenher. An dem königlichen Hofe war ihm alle Ehre angetan, schöne Jungfrauen mussten es bedienen, doch war es selbst schöner als alle anderen. Das Rehkälbchen ließ es niemals von sich und tat ihm alles Gute an. Bald darauf starb die Königin, da wurde das Schwesterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schwesterchen begegnet war; sie dachte, es wäre längst im Wald von wilden Tieren gefressen worden, aber die hatten ihm nichts angetan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war so böse darüber, dass sie nur darauf dachte, wie sie ihr das Glück verderben konnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen schönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat sie in der Gestalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad ist für Euch bereitet“, sagte sie, „Das wird Euch wohl tun und stärken, kommt, ehe es kalt wird.“ Sie führte sie hinauf in die Badestube; wie die Königin hineingetreten war, schloss sie die Türe hinter ihr zu, drin aber war ein Höllenfeuer angemacht, da musste die schöne Königin ersticken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab sie ganz die äußerliche Gestalt der schönen Königin und legte sie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam am Abend heim und wusste nicht, dass er eine falsche Frau hatte. Aber in der Nacht - sah die Kinderfrau - trat die rechte Königin in die Stube, sie ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Brust und gab ihm zu trinken, dann schüttelte sie ihm sein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf ging sie in die Ecke, wo das Rehkälbchen schlief und streichelte ihm über den Rücken. So kam sie alle Nacht und ging wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Einmal aber trat sie wieder ein und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?

Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr.“

Dann tat sie alles wie in den anderen Nächten. Die Kinderfrau aber weckte den König und sagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da sah er es auch, wie die Königin kam und hörte deutlich ihre Worte: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr.“ Aber er getraute sich nicht, sie anzureden. In der anderen Nacht wachte er wieder, da sprach die Königin: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch dieses Mal und dann nimmermehr.“ Da konnte der König sich nicht mehr länger halten, sprang auf und umarmte sie, und wie er sie anrührte, wurde sie wieder lebendig, frisch und rot. Die falsche Königin wurde in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere fraßen, die böse Stiefmutter aber wurde verbrannt, und wie das Feuer sie verzehrte, da verwandelte sich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schwesterchen waren wieder beisammen und lebten glücklich bis an ihr Ende.

## **12. Rapunzel**

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich schon lange ein Kind gewünscht und nie eines bekommen, endlich aber war die Frau guter Hoffnung. Die Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnten sie in den Garten einer Fee sehen, der voll von Blumen und Kräutern aller Art war, keiner aber durfte es wagen, in den Garten hineinzugehen. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah hinab, da erblickte sie wunderschöne Rapunzeln auf einem Beet und wurde so lüstern danach, und wusste doch, dass sie keine bekommen konnte, dass sie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erschrak endlich und fragte nach der Ursache. „Ach, wenn

ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unserem Haus zu essen bekomme, so muss ich sterben.“ Der Mann, welcher sie gar lieb hatte, dachte, es mag kosten, was es will, so willst Du ihr doch welche beschaffen, stieg eines Abends über die hohe Mauer und stach in aller Eile eine Handvoll Rapunzeln aus, die er seiner Frau brachte. Die Frau machte sich sogleich Salat daraus und aß sie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber so gut geschmeckt, dass sie den anderen Tag dreimal soviel Lust bekam. Der Mann sah wohl, dass keine Ruhe wäre, also stieg er noch einmal in den Garten, allein er erschrak gewaltig, als die Fee darin stand und ihn heftig schalt, dass er es wage, in ihren Garten zu kommen und daraus zu stehlen. Er entschuldigte sich, so gut er konnte mit der Schwangerschaft seiner Frau, und wie gefährlich es sei, ihr dann etwas abzuschlagen. Endlich sprach die Fee: „Ich will mich zufrieden geben und Dir selbst gestatten, Rapunzeln mitzunehmen, soviel Du willst, wofür Du mir das Kind geben wirst, mit dem Deine Frau jetzt schwanger geht.“ In der Angst sagte der Mann alles zu, und als die Frau in die Wochen kam, erschien die Fee sogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit sich fort. Dieses Rapunzel wurde das schönste Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahre alt war, so schloss es die Fee in einen hohen Turm, der hatte weder Tür noch Treppe, nur ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn nun die Fee hineinwollte, so stand sie unten und rief: „Rapunzel, Rapunzel, lass Dein Haar herunter!“ Rapunzel hatte aber prächtige Haare, fein wie gesponnen Gold, und wenn die Fee so rief, so band sie sie los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken, und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief herunter, und die Fee stieg daran hinauf. Eines Tages kam nun ein junger Königssohn durch den Wald, wo der Turm stand, sah das schöne Rapunzel oben am Fenster stehen und hörte sie mit so süßer Stimme singen, dass er sich ganz in sie verliebte. Da aber keine Türe im

Turm war, und keine Leiter so hoch reichen konnte, so geriet er in Verzweiflung, doch ging er alle Tage in den Wald hin, bis er einmal die Fee kommen sah, die sprach:

„Rapunzel, Rapunzel, lass Dein Haar herunter!“

Darauf sah er wohl, auf welcher Leiter man in den Turm kommen konnte. Er hatte sich aber die Worte wohl gemerkt, die man sprechen musste, und des anderen Tages, als es dunkel wurde, ging er an den Turm und sprach hinauf:

„Rapunzel, Rapunzel, lass Dein Haar herunter!“

Da ließ sie die Haare los, und wie sie unten waren, machte er sich daran fest und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erschrak nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König so gut, dass sie mit ihm verabredete, er solle nun alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten sie lustig und in Freuden eine geraume Zeit, und die Fee kam nicht dahinter, bis eines Tages Rapunzel anfang und zu ihr sagte: „Sag sie mir doch, Frau Gothel, meine Kleider werden mir so eng und wollen nicht mehr passen.“ „Ach, Du gottloses Kind“, sprach die Fee, „was muss ich von Dir hören.“ Und sie merkte gleich, wie sie betrogen wurde und war ganz aufgebracht. Da nahm sie die schönen Haare Rapunzels, schlug sie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Schere mit der rechten und ritsch! ritsch! waren sie abgeschnitten. Darauf verwies sie Rapunzel in eine Wüstenei, wo es ihr sehr kümmerlich erging und sie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte die Fee abends die abgeschnittenen Haare oben am Haken fest, und als der Königssohn kam:

„Rapunzel, Rapunzel, lass Dein Haar herunter!“

so ließ sie zwar die Haare nieder, allein wie erstaunte der Prinz, als er statt seines geliebten Rapunzels die Fee oben fand. „Weißt Du was“, sprach die erzürnte Fee, „Rapunzel ist für Dich Bösewicht auf immer verloren.“